

(Nachdruck verboten.)

Hanna.

Roman von Peter Egge.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen
von Adele Neustädter.

Holtke sprang auf.

Sie hatte ja das Kind . . . Sie dürfte sich nicht töten. Sie hatte ja diesen Gedanken zuvor geprüft, in alten Tagen, damals, als sie die Gewissensbisse, die Neue am meisten plagten . . . nicht seit sie seine Frau geworden . . . Nein, das war nicht möglich . . . O, arme Hanna, wie schlimm erging es ihr! . . . Jetzt ging sie zu Hause herum, und prüfte Zug um Zug sein seltsames Benehmen, und überzeugte sich, daß er ihr Verbrechen kannte, daß er zu feige war, um offen gegen sie zu sein, zu kalt und egoistisch, um ihr zu helfen und sie zu trösten . . . War er es denn? O nein, nein, nur ein Mensch, der so furchtbar litt, daß er that, was er am wenigsten wollte . . .

Drei, vier Meter unter ihm schlug das Meer lange, ruhige Wellen die Steinmauer hinauf. Er sah lange hinab, ehe er zur Stadt hinausging.

Er war so müde, und es klopfte ihm im Kopfe. Aber er wußte nicht, wo er jetzt hingehen sollte.

Als er in eine der kleinen Straßen kam, sah er ein Hotelchild. Er zog die Thürklingel. Ein Mädchen öffnete.

„Kann ich heute hier wohnen?“

„Nur heute?“

„Vielleicht auch die Nacht!“

Sie ließ ihn ein, folgte ihm in sein oberes Zimmer, das nach den Speichern und der See lag.

„Ich möchte sofort schlafen.“

„Wünschen Sie nicht zu essen?“

„Nein, vielleicht etwas zu trinken . . . Cognac.“

Das Mädchen ging und er legte sich.

Er war feige . . . O, wie feige er war . . . Uebrigens war es ganz gut, daß er nachmittags fort war. Er sowohl wie sie konnte nachdenken, was zu thun war; denn es mußte abgerechnet werden. O, es war Feigheit, er sagte es auch . . . Feigheit! Er hatte das Unglück von Beginn an falsch angefaßt. Das Ganze hätte anders zwischen ihnen ablaufen müssen, wenn er dieses verwünschte Grübeln nicht fortgesetzt, sondern offen mit ihr gesprochen hätte. Heute abend ging er nach Hause. Heute abend. Und es mußte alles klar werden. Wenn er jetzt nur etwas schlafen könnte.

Das Mädchen kam mit dem Cognac. Er trank ein paar Gläser und lag lange und wartete auf den Schlaf, bis er einzuselte. Er hörte jeden Laut in der Nähe: ein Mädchen, das Treppen und Korridor auf und ab ging, eine Droschke, die durch die Straßen rasselte an dem stillen Karfreitag-nachmittag. Er hörte sogar die Taschenuhr, die hinten auf dem Tische lag, ticken, ticken ganze Stunden hindurch. —

Gegen sechs Uhr abends trat Rechtsanwalt Hjelm in die W.-Zustube auf Lövwall. Hanna sah am Fenster und blickte hinaus.

„Guten Abend, Frau Holtke, Sie sitzen hier allein in der Dämmerung?“

„Ja, Johannes ist draußen.“

„Ich kam direkt herein. Ich traf niemand.“

„Ja, Martha ist bei Erit.“

Die Stimme klang leise und monoton.

Es entstand eine Pause. Hjelm wußte nicht, ob er willkommen sei. Wollte sie vielleicht zeigen, daß sie ihm noch zürne?

„Johannes ist nicht zu Hause, aber wollen Sie sich nicht setzen und ein Glas Wein trinken?“

Hjelm wurde sofort mülliger.

„Danke, Frau Holtke . . . Ein stiller Becher in der stillen Stube . . .“

Sie stand langsam auf und ging hinaus, er setzte sich aufs Sofa. Bald kam sie mit einer Flasche Champagner und zwei Gläsern, die auf einem Thebrett standen, herein und setzte sich ihm gegenüber, auf die andere Seite des Tisches. Siekehrte den Rücken gegen das Fenster.

„Wollen Sie öffnen?“

„Das ist meine Specialität,“ antwortete Hjelm und griff nach der Flasche.

„Sollen wir keine Beleuchtung haben? Es ist hier etwas dunkel.“

„Wenn es Ihnen nicht allzu unangenehm ist . . .“

„Gott bewahre, Frau Holtke . . .“

Vielleicht war er doch nicht willkommen . . . Die Stimme klang so seltsam. Nun wollte sie kein Licht haben . . . Er konnte keinen Schimmer ihres Gesichtes wahrnehmen. Wollte sie vielleicht eine kleine Abrechnung vornehmen wegen des Zusammenstoßes am Mittwoch?

Sie goß ein und trank das Glas ganz aus, füllte es aufs neue und trank die Hälfte.

„Prachtvoll! . . . Waren Sie heute in der Stadt, Frau Holtke?“

„Ja.“

„Allein?“

„Ja.“

„Ist Holtke schon lange ausgegangen?“

„Ja.“

„Er macht vielleicht einen Spaziergang?“

„Ja.“

Daß sie so sprach! Was beabsichtigte sie damit? Sie dachte doch wohl an eine kleine Abrechnung . . .

Sie stand auf.

„Entschuldigen Sie mir einen Augenblick.“

Dann ging sie hinaus, kam jedoch bald wieder mit Cognac in einer kleinen Karaffe und mit einem großen Glas zurück.

„Nun können Sie sich Königspolter machen.“

„Danke, Frau Holtke.“

Sie tranken beide, sie am meisten. Hin und wieder goß sie einige Tropfen Cognac in ihren Champagner.

Nach einer Weile sagte sie:

„Haben Sie daran gedacht, etwas für Ihre Frau zu thun, Hjelm?“

„Etwas für meine Frau thun?“

Er wurde plötzlich ganz unsicher.

„Ja. Es ist für mich eine Enttäuschung, daß sie sich in ein solches Leben hineinstudet. Sie hat mich enttäuscht. Sie lieben sie sicher nicht mehr. Sie lieben ja mich. Aber trotzdem könnten Sie versuchen, ihr zu helfen, glücklicher zu leben, als Sie es jetzt thun. Sie können es ja meinethwillen thun. Nicht wahr?“

Hjelm antwortete nicht sofort. Hielt sie ihn zum besten, oder? Er sprach verwirrt, suchte nach Worten:

„Ich verstehe nicht. . . Ich habe nie darüber nachgedacht. Sehen Sie, meine Frau paßt nicht für mich. Sie sollte in einem kleinen Pfarrhaus in einem verborgenen Kirchspiel wohnen. Sie kann mir nicht im Kampfe gegen Vorurteile und Dummheit helfen.“

„O nein, sie kann es wohl nicht.“

Hjelm griff langsam nach ihrer Hand, die auf dem Tische lag; aber sie zog sie zurück.

„Aber glauben Sie nicht, daß Sie es Ihrer Frau schuldig sind, etwas für sie zu thun . . . für das viele Geld, das sie Ihnen gebracht hat?“

Hjelm fuhr zusammen und zog sich in die Sofa-Ecke zurück.

„Falls Sie mich zum Bleiben aufforderten, um mich zu beleidigen, so hätten Sie es mir sofort sagen sollen.“

Sie sagte mit derselben leisen, monotonen Stimme:

„Falls Gunda und ich glücklich würden, wenn Sie sich scheiden ließen . . .“

Hjelm fuhr zurück und stieß ein „Nein“ hervor. Nur das eine Wort.

„So könnten Sie mit mir fortlaufen!“

Hjelm sprang auf.

„Haben Sie den Verstand verloren?“

Er blickte wie ein Wahnsünniger zu ihr hin. . . Es war ihm möglich, das Gesicht deutlich zu sehen. Die schwache Beleuchtung des Fensters fiel auf ihren Rücken. Sie lauchte ein leises, häßliches Lachen und sagte dann ebenso ruhig wie zuvor:

„Ich habe nie eine große Meinung von Ihnen gehabt.“

Hjelm, aber Sie haben mich dennoch enttäuscht . . . Wissen Sie, ich lebte mehrere Jahre ohne einen Freund, ohne einen Menschen, zu dem ich aufrichtig sprechen konnte. Aber später wurde es anders. Ich bin in den letzten sieben, acht Jahren immer offener geworden, und darin habe ich thöricht gehandelt; denn alle, alle Menschen enttäuschen — jedenfalls mich. Ich bin wohl jedenfalls auch eine Enttäuschung . . . für Sie zum Beispiel. Nun will ich mich wieder in mich selbst verschließen und alle aussperren . . . auch Ihre Frau und meinen Mann. In einigen Jahren schließe ich vielleicht auch mein Kind aus. Bei solch' einem Leben fühlt man sich leer, wenig glücklich; aber man wird nicht getäuscht . . . Sie brauchen nicht mehr herzukommen . . .“

Sie legte sich zurück und schöpfte Atem. Hjelm ging zur Thüre.

„Sie müssen krank sein, oder vielleicht haben Sie zu viel getrunken.“

Sie lag mit geschlossenen Augen, antwortete nicht, und Hjelm ging.

Die Brust arbeitete mühsam, und die Atemzüge bebten hörbar. Hanna drückte den Nacken in den weichen Lehnstuhl und blieb lange so sitzen. Die Augen blieben geschlossen. —

Gegen sieben Uhr verließ Holthe das Hotel und ging schnell nach Hause.

Er mußte seinen Fehler wieder gut machen. Er wollte sie sofort davon überzeugen, wie tiefer die schrecklichen Worte beruhten, und wie er bereute, daß er sie verlassen hatte. Wie hatte er das nur thun können! . . . Jetzt war es mit dem Grübeln vorbei. Er wußte Bescheid. Er mußte nun wie ein Mann handeln, das Unglück vereint mit ihr tragen . . . „Hanna, ich liebe Dich und den Knaben so sehr! . . .“ Wie hatte sie wohl den Tag verbracht . . .

Er fühlte, daß sein ganzer Körper heiß wurde und beschleunigte unwillkürlich seine Schritte.

Daß sie den Verstand nicht verloren hatte! Sie mußte entsetzlich verzweifelt sein . . . Aber wenn sie zu Hause war, wenn sie wirklich auf das hörte, was er zur Entschuldigung, Erklärung sagte, dann . . . „Liebling, einzige Hanna, Du verstehst nicht, wie so etwas selbst den stärksten, mutigsten Mann niedertreiben kann. In solch einer unerwarteten Entdeckung liegt ein Schrecknis . . . Ich begreife wohl, daß Du ebenso gut und recht denkend wie früher bist. Ich habe nie wirklich daran gezweifelt . . . Der Schmerz ging mit mir durch . . . Das Verbrechen übergehe ich . . . mich empört nur das Verschweigen . . . daß Du nie bekannt hast . . . O Hanna, so bin ich einmal. Ich kann es nicht ändern. . .“

Er warf Hut und Rock auf einen Riegel im Entree und öffnete die Thüre schnell und leise. In der Wohnstube wars dunkel. Er blieb etwas erstaunt stehen. Die schwache Beleuchtung der Fenster war nicht so stark, daß er sofort die Gegenstände unterscheiden konnte.

„Ist jemand hier?“

Keine Antwort. Plötzlich hörte er hinten am Fenster einen schweren Atemzug.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kind.

Skizze von G. Macash.

(Nachdruck verboten).

Der alte Baumann stand am Fenster und blickte unverwandt nach der Straßenecke rechts hinab, von wo die Marthe mit seinem vierjährigen Söhnchen Paul aus dem Kinderpark kommen mußte. Die Uhr vom nahen Kirchturm hatte schon lange fünf geschlagen, und bei jedem Schall, der um die Ecke bog, glaubte Baumann, die beiden Gestalten nähern sehen. Von Zeit zu Zeit blickte er auf die Uhr. Als es viertel auf sechs schlug, wurde er unruhig. So lange er sich erinnern konnte, hatte es keine solche Unregelmäßigkeit gegeben. Mit dem Schlag der Uhr betrat sie sonst das Haus und gleich darauf konnte er sich in das Kaffeehaus zu seiner Spielpartie begeben. Aber vielleicht hatten sie Bekannte getroffen oder sie waren mit anderen Kindern so in ein Spiel vertieft, daß sie nicht auf die Zeit achteten.

Erregt ging Baumann im Zimmer auf und nieder und stach, ohne darauf zu achten, mit seinem Spazierstock in die Teppiche. Was nur Marthe dachte, daß sie ihn so in Unruhe versetzte! Sie wußte doch, daß ihm jedesmal gleich der Schreck in allen Gliedern lag. Wenn der Kleine im Winter nur ein wenig gehustet hatte, war er schon nicht von seiner Seite gewichen. Und er hatte wahrhaftig keine Lust, zuzusehen, wie ihm vielleicht sein letztes Kind wegstücht, so, wie ihm die anderen alle und dann seine arme Helene weggestorben war.

Während er so großend vor sich hindachte, merkte er, daß es zu dunkel anfing. Es war sechs Uhr geworden. Nun packte ihn die helle Angst. „Da ist etwas vorgefallen!“ murmelte er und rannte auf und nieder. Immer wieder blieb er am Fenster stehen. Draußen wurden die Laternen angezündet und man konnte die Menschen auf der Straße kaum mehr erkennen. Baumann überlegte, was er thun sollte. Vorstellungen von allerlei abenteuerlichen Unglücksfällen und die beklemmende Angst vor etwas Unbestimmtem verwirrten ihm den Kopf.

Endlich hielt er es nicht länger in der Wohnung aus.

Er verschloß alle Thüren und schlug die Richtung nach dem nahen Park ein. Allen Leuten starrte er ins Gesicht und zuckte einige Male freudig zusammen, wenn sich die Gestalt eines kleinen Knaben näherte.

So kam er bis zum Thor. Der Park war fast schon leer. „Das ist ja Bahnsin, so lange hier in der Nachtluft sitzen zu bleiben!“ sagte er sich. Er durchschritt die Anlagen und gelangte auf den Spielplatz. Hier, fünf Kinder spielten noch in der Mitte des weiten Platzes und auf den Bänken saßen noch einige Mädchen. Auf den ersten Blick erkannte Baumann, daß Marthe mit Paul nicht dabei war.

Mutlos blieb er stehen und schaute zwischen den dünnen Stämmen der Kastanien durch in den dunkelnden Raum. Was sollte er nun beginnen? Nun war es ihm klar, daß irgend etwas Außergewöhnliches geschehen sei . . . Doch plötzlich fiel ihm ein: wie, wenn sie heute einen anderen Weg genommen hätten? Das war schon öfters geschehen und der Kleine hatte ihm dann von den schönen Auslagen in der Stadt erzählt. Und während er hier steht, sind sie vielleicht längst zu Hause.

Hastig lehrte er um, gequält von trüber Furcht und bangen Hoffnungen. Je näher er dem Hause kam, desto mehr beschleunigte er seine Schritte. Reuchend stand er endlich an der Wohnungsthür im dritten Stock still und schöpfte Atem. Kein Geräusch drang aus dem Innern der Wohnung. Sie waren also noch nicht da. Mit zitternden Händen und halb ohnmächtig vor Angst öffnete Baumann die Thüre und trat in das dunkle Vorzimmer.

Ein schwaches Geräusch kam aus der Küche. Hastig riß Baumann die Thüre auf: da stand Marthe vor ihm.

„Ja, was soll denn das heißen?“ rief Baumann aufbrausend.

„Wo ist denn . . .“

Nun erst fiel ihm die starre Haltung der alten Magd auf.

„Wo ist denn Paul?“ fragte er langsam und kleinlaut.

„Der ist weg . . .“ erwiderte Marthe.

„Weg! . . . Was?“

„Weg ist er. Verschwunden . . .“

„Paul ist . . .“

„Ja! Ich war schon bei der Polizei und überall. Er ist weg . . .“

„Das ist aber doch . . .“ stotterte Baumann. . . . Das ist ja . . . gar . . .“

Plötzlich kam die Wut über ihn und er schrie mit heiserer Stimme:

„Natürlich! Hat man jemals so etwas gehört. Sie . . . Sie alte Hege . . . was haben Sie denn mit dem Kind gethan? He? Was?“

Er stampfte mit beiden Füßen auf den Boden und schüttelte die geballten Fäuste vor Marthes Gesicht, während er kreischte:

„Wo Paul ist, will ich wissen. Wo mein Kind ist, will ich wissen. Mein Kind, mein einziges Kind!“

Dann wurde er plötzlich still. Die Thränen kamen ihm herab, er lehnte sich erschöpft an den Kochherd und sagte mit zitternder Stimme:

„Er kann doch nicht nur so davon gelaufen sein?!“

„Nein,“ erwiderte Marthe tonlos. „Er ist gestohlen worden.“

Baumann starrte sie verständnislos an.

„Gestohlen?“

Marthe nickte. Dann erzählte sie, langsam, stotternd und oft von Schlüpfen unterbrochen:

Sie seien wie alle Tage auf dem Spielplatz geseßen und wie alle Tage sei die schöne schwarzgekleidete Dame gekommen, die Paul so gerne hat und ihm häufig Bonbons und Backwerk mitbrachte. Manchmal hätte sie sogar mit ihm gespielt und er sei ihr nachgelaufen, um sie zu fangen. Auch heute sei sie gekommen und lange bei ihnen gewesen. Und dann hätte Paul gesagt, er wolle sie bis zum Thor begleiten. Warum hätte sie das nicht erlauben sollen? Sie konnte ihn doch das kleine Stück Weg im Auge behalten. Und so hätte sie ihnen nachgeschaut, wie sie langsam Hand in Hand zum Thor gingen. Da sei das Entsetzliche geschehen. Ehe sie noch Zeit gehabt hätte, zu rufen oder aufzuspringen, sei die Dame mit Paul in einen Wagen gestiegen, der schon vor dem Thor gestanden, und davon gefahren. Bis sie zum Thor stürzte, sei von dem Wagen weit und breit schon nichts mehr zu sehen gewesen. Die Leute hätten ihr suchen geholfen, und alle Wachtstuben hätte sie alarmiert. . . . Sobald man etwas finde, werde er benachrichtigt werden.

Dann schwieg sie, setzte sich auf den niedrigen Schemel neben dem Herd und weinte still in ihre Schürze hinein. Baumann ging umher und stöhnte und sagte ohne Unterlaß:

„Mein Gott, mein Gott! Am helllichten Tage wird mir mein Kind gestohlen!“

Dann fragte er Marthe aus, und sie mußte ihm immer wieder

erzählen, wie alles vor sich gegangen, in welche Richtung der Wagen gefahren, wie die Schwarzgekleidete ausgehoben und was sie sonst gesprochen habe. Martha zündete ein Licht an und begann stets von neuem ihren trübseligen Bericht.

Plötzlich sagte Baumann:

„Geben Sie auf die Wohnung acht und bleiben Sie auf: falls etwas von der Polizei kommt!“

„Wo wollen Sie denn hin, Herr Baumann?“

„Fort! Suchen!“

„Jetzt bei der Nacht?“

„Soll ich warten, bis man mir mein Kind vielleicht aus der Stadt fortgeschleppt?“ schrie er.

Dann entfernte er sich.

Die Straßen waren schon leer, alle Gewölbe geschlossen. Baumann irrt kreuz und quer durch die Stadt. Er ging in die Bahnhofshallen, durch die Restaurants, in die Wäschstuben. Alle Menschen fragte er, ob sie keine Schwarzgekleidete Dame mit einem kleinen Knaben gesehen hätten. Viele blühten ihm dann topfschüttelnd nach und hielten ihn für irrsinnig. Immer weiter lief er, über eine Brücke am Donaukanal, und kam plötzlich in die lange Prater-Allee. Als er um sich blickte und keine Häuser mehr sah, kehrte er um. In der Stadt wurden die letzten Schenken und Kaffeehäuser geschlossen. Einige Betrunkene trieben sich noch durch die dunklen Straßen. Er wußte schon längst nicht mehr, wo er sich befinde und was er eigentlich wolle. Nur manchmal blieb er stehen, besann sich und schrie plötzlich wie ein Verzweifelter: „Paul!“ Eine Weile horchte er, dann setzte er seinen Weg wieder fort — planlos von Straße zu Straße.

So verging die Nacht.

Als das erste fahle Frührot in die stillen Strahlen schimmerte, machte er sich auf den Heimweg. Mühsam hielt er sich noch aufrecht, mühsam stieg er die steile Treppe hinauf. Als er sein Zimmer erreicht hatte, brach er erschöpft zusammen.

(Schluß folgt.)

Kleines Heuiletton.

en. Von den Wundern einer 15stündigen Ballonfahrt berichtete Hermite, der bekannte französische Luftschiffer, vor der Pariser Academie der Wissenschaften. Er stieg am 16. September mit einem Begleiter gegen 1/2 Uhr abends von den Gaswerken von St. Denis auf, erreichte eine Höhe von 4700 Meter und kam nach 15 Stunden und 8 Minuten in einer Entfernung von 655 Kilometer bei heftigem Sturme an der Rhonemündung zur Erde. Der Ballon hatte einen Rauminhalt von 1950 Kubikmeter. Außer verschiedenen Instrumenten und Apparaten war Ballast mitgenommen, der zum Teil in Papier bestand, nämlich in 10 000 Fragebogen, die vorher in bestimmter Weise geordnet und nummeriert waren und während der Fahrt in festgesetzten Zwischenräumen ausgestreut wurden. Viele dieser Fragebogen wurden nachher durch die Post an Hermite eingesandt und haben sich dadurch als ein sehr wertvolles Mittel erwiesen, um mit Genauigkeit die Flugrichtung des Ballons und seine Geschwindigkeit während der ganzen Fahrt und jedes einzelnen Teiles derselben genau festzustellen. Beim Aufstieg war der Himmel sehr bewölkt. Der Ballon flog beständig in südöstlicher Richtung und war von Wolken umgeben. Nur in seltenen klaren Momenten wurde die Erdoberfläche sichtbar. Der Mondschein brachte einige merkwürdige Erscheinungen hervor, zunächst erschien den Luftreisenden gegen 8 Uhr abends zur Linken und unter ihnen ein deutlicher Regenbogen, der aber keine Farbe zeigte; sodann wurde mehrmals der Schatten des Ballons sichtbar, der sich von den Wolken abzeichnete und von einer kleinen, ebenfalls farblosen Aureole umgeben war. Die Feuchtigkeit nahm, dem allgemeinen Gesetz widersprechend, eine Zeit lang mit der Höhe zu und erreichte den Sättigungspunkt in 2800 Meter Höhe. In der größten erreichten Höhe von 4700 Meter zeigte das Thermometer kurz vor Eintritt der Morgendämmerung 5 Grad über dem Gefrierpunkt. Während der Dämmerung nahm der Ballon eine Richtung gerade nach Süden ein, die Schnelligkeit des neuen Luftstromes wuchs beständig und nahm schließlich den Charakter eines fürchterlichen Sturmes an. In 2500 Meter Höhe, etwas südlich von Chalons an der Saone, umhüllte eine Wolke in Gestalt eines Trichters den Ballon, um den sie sich wie in einem Wirbel herumdrehte, so daß sogar das Gleichgewicht des Luftschiffes in bedenklicher Weise erschüttert wurde, während man sonst beständig in Ballon von der Bewegung der Luft nichts spürt. Der Ballon mußte in eine Art von Wirbelsturm geraten sein, der sich an der Grenze zweier Luftströmungen entwickelt hatte. Nach einer vorübergehenden Senkung stieg das Fahrzeug wieder in höhere Regionen und überholte die Wolken in 3800 Meter Höhe. Nun gewahrten die Luftschiffer das wunderbare Schauspiel eines Meeres von wellenförmigen Wolken unter sich, aus denen im Hintergrunde die Hauptgipfel der Alpen hervorragten; der Mont Blanc diente lange zur Orientierung. In 4100 Meter zog der Ballon durch eine Wolke von durchsichtigem Eis, aus mikroskopischen Kristallen bestehend, die sich mit einem eigentümlichen System auf alle Teile des Ballons und auf seine Inassen niederlegten. Das Bild der Sonne wurde jetzt von dem Wolkenmeer wie von einem Spiegel blendend zurückgeworfen. Nunmehr ging die

Reise über dem linken Rhone-Ufer entlang, die Wolken lösten sich nach und nach über dem Flusse auf und warfen sich, vom Sturm gejagt, auf das Gebirge. Unter den Luftschiffern öffnete sich nun ein heller Abgrund, auf dessen Grunde die Ortschaften mit Blüheschnelle vorüberzogen. Als das Meer am südlichen Horizont austauchte, war keine Zeit mehr zu verlieren, und bei fortwährendem Sturm und nach einigen fürchterlichen Stößen gelang schließlich die Landung in der Landschaft Crau, nur wenige Kilometer vom Meeresstrande entfernt. Während der Fahrt wurden einige gute Photographien aufgenommen. Uebrigens hatte der Ballon genau die Richtung eingeschlagen, die am Morgen der Abfahrt von dem meteorologischen Centralbureau als die wahrscheinlichste angegeben worden war.

— Die Gezeitenwelle auf der Seine. Diese eigentümliche Erscheinung, von den Franzosen „le mascaret“ genannt, wiederholt sich regelmäßig und läßt sich am besten zur Zeit der Hochflut während der Frühlingsäquinoktien, beobachten. Von Havre aus wälzt sich in ungestümmem Laufe mit kolossaler Geschwindigkeit die Welle die Seine entlang bis nach Rouen, wo sie dann schließlich vererbt. Nachdem sie ungefähr ein Drittel ihres Weges zurückgelegt, erscheint sie in ihrer ganzen Bewunderung und Schoner einfließenden Pracht bei Caudebec, wo wegen der reißenden Strömung, die die Seine dort hat, die Wasser der Flut außerordentlich hoch geschleudert werden. Schon mehrere Minuten, bevor die Flut wie ein schen gewordenes Pferd dahineilt, hört man das Donnern und Brausen der aufgeregten Wasser, und wenn sie vorbei ist, so ist das Niveau um ca. 18 Fuß gestiegen und noch lange wirbelt und rauscht das Wasser nach. Von Caudebec aus gehen ihr auch Dampfer entgegen, die auch, ohne irgendwie Schaden zu leiden, sie stromabwärts schneiden. —

Musik.

Man könnte vermuten, daß in unserer Zeit der Modernitäten der musikalische Vortrag einen Zug des höchst Ausdrucksvollen, der Entfaltung individueller Gewalt, der scharfen und tiefbedeutenden Accente zeige. Eine solche Möglichkeit liegt jetzt um so näher, als in den letzten Jahrzehnten zwei Männer in die geschichtliche Entwicklung jenes Vortrags eingegriffen haben, die beide das Herausarbeiten aller Bestandteile des Kunstwerks zu möglichst plastischen Gestalten als nächste Aufgabe des Vortrags hinstellten. Wilow that es praktisch, als Dirigent, und Niemann that es theoretisch, hauptsächlich in seiner Phrasierungslehre. Sie haben beide nicht ganz vergebens gewirkt, zum Teil vielleicht sogar zu äußerlichen Befolgungen verleitet. Das elegante Drüberwegkommen, von dem aus der Zeit etwa Mendelssohns berichtet wird, ist wenigstens grundsätzlich überwunden; war ja doch auch Richard Wagners Dirigieren auf seinen unfreiwilligen Konzertreisen nicht vergeblich. Und minderwertige Künstler zerreißen, was ihnen unter die Hände kommt. Allein im Gegensatz dazu scheint es uns, als hätten manche sonst vollwertige Künstler für heute doch gar zu wenig; es macht sich fast so, als sollte jetzt zu Gunsten eines angeblichen Klassizismus wieder schon akademisch gestimpelt werden — nur um alles in der Welt keine mächtigen Accente, kein Hinabsteigen in geheimnisvolle Tiefen! Nicht an Mittelmäßigkeiten denken wir dabei, sondern an das, was vielen unserer besten Künstler und Künstlergesellschaften nur eben zur Vollendung fehlt. In diesem Sinn äußerten wir uns schon öfter; und zu gleicher Aeußerung mußten wir uns in den letzten Tagen entschließen, als wir sowohl eines der Quartettkonzerte Waldemar Meyer, als auch den ersten Kammermusikabend von Barth und den Seinen als auch den Klavierabend der Klothilde Kleeberg hörten — alle drei „populär“, was aber weder an der Spielweise noch am Populus etwas wesentliches änderte. Herr W. Meyer ist vielleicht noch der temperamentvollste von all diesen; aber seine Partner mitzuweisen, dazu reicht auch seine Lebhaftigkeit nicht. O du Weisheit von der Viola, daß du inmitten dieses Quartetts im Verborgenen blühest! Wer gut aufpaßt, hört von dir so viel, daß er weiß; das ist einer von denen, die „in dem Ganzen aufzugehen“ glauben, wenn sie nichts wagen. Wie verschwandest du unter dem Cellisten — und wie wenig eckerte hinwider der, als es z. B. im Andante usw. von Beethovens C-dur-Quartett galt, zu zeigen, daß der Komponist hier just dem Cello das seinige gab! Eine Novität, die dort zu hören war, Josef Miróslav Webers (geb. 1854) gekröntes Quartett H-moll, ist jedenfalls eine sehr solide Leistung; dem Komponisten fällt manches ein, er verarbeitet gut, bringt nicht viel bloßes Füllsel und wird im Finale originell; nur daß ein Sturmwind über uns dahinfegen könnte, bräuchten wir nicht befürchten. Ungerecht war der geringe Beifall; gerecht war der große Beifall, als Spohrs erste und höchst wohlklingende Sonate für Harfe und Violine, mit Herrn W. Pöffe an der Harfe, uns für den vielen Klitter schadlos hielt, den wir sonst an diesem Instrument zu hören bekommen.

Aber konnten denn die Professoren Barth, Birtz, Hausmann im ersten Satz des B-dur-Trios von Beethoven op. 97 (1) beispielsweise die zuerst in G-dur kommende Accordfigur durchaus nicht charakteristischer spielen, da ihnen doch das folgende Scherzo und in der Cellosonate G-moll von Chopin das Largo so gut gelang? Auch die berühmte Kleeberg macht die hübschen Stückchen als solche sehr geschickt und gefällig, sofern sie nicht das, was mehr verlangt, hinweg und hinrückt; doch ihr Beethoven war ein anderer als der angehende „Titane“ — eher ein Bonvivant des Klaviers. — sz.

Psychologisches.

10. Der Mund als Verräter des Charakters. Ein Mitarbeiter des „Medical Record“ weist darauf hin, daß be-

sonders bei Frauen die Form und Farbe der Lippen sowie ihre Umrißlinien in hohem Maße charakteristisch seien. Er behauptet, daß keine Frau mit dem kleinen roten Munde, der wegen seiner Form von den Dichtern mit dem Bogen des Cupido verglichen worden ist, jemals geistig oder seelisch bedeutend gewesen ist. Es mögen sich daher alle die, deren Mund nicht die von den Dichtern gepriesenen Schönheitslinien zeigt, trösten, umso mehr, als ihnen sogar verraten werden kann, daß ein breiter, gerader Mund mit starken, weißen Zähnen auf hohe Intelligenz, wirkliche Herzengüte und festen Sinn schließen läßt und auf alle sonstigen Eigenschaften, die wir alle gern besitzen möchten. Schließlich giebt unser Psychologe den Frauen noch einen anderen guten Rat: sie sollten sich keine Mühe geben, entsprechend ihrem Mund leicht geöffnet zu halten, was ihnen nach der gegenwärtigen Mode jenen unschuldig fragenden Ausdruck verleihen soll, der den Heldinnen altmodischer Romane eigen war, aber durch Stadtfahren und andere moderne Belustigungen verloren gegangen sei. Der geöffnete Mund sei nicht nur unschön, sondern auch sehr ungesund, und es sei in jedem Falle besser, den Mund energisch geschlossen zu halten.

Volkskunde.

dg. Das „Verufen“. Der Glaube an die schädigende Wirkung des Verufen oder Beschrens ist so ziemlich über die ganze Erde verbreitet. Man findet ihn sowohl im Innersten Afrikas, im Orient, wie im fernsten Norden. Selbst der aufgeklärte Kultur-mensch kann sich vielfach nicht ganz davon freimachen und setzt den Lobpreisungen seines Glückes rasch ein „Anberufen“ entgegen oder fügt ihnen hinzu: „Ich will es nicht beschreiben.“ Die Grundwurzel des eigenartigen Glaubens ist unzweifelhaft die Furcht vor dem Reid, und dadurch erhält er eine tiefe Symbolik. „Reid ist die Wurzel alles Übels“, heißt es in der Bibel. Laut gerühmtes Glück weckt den Reid, den schneellen oder „bösen Blick“, der die Wohlfahrt des Beneideten zu zerstören sucht. Nach dem Volksglauben genügt schon der bloße Wunsch, dem Beneideten Böses zuzufügen. Dieser zauberhaften Wirkung zu steuern, haben die verschiedenen Nationen auch allerhand Zauber-mittel, die ebenso merkwürdig wie charakteristisch sind. Der moderne Deutsche pflegt dem abwehrenden „Anberufen“ auch ein dreimaliges Klopfen auf den Tisch oder an die Wand folgen zu lassen, oder er markiert ein dreimaliges Ausspieen. In ländlichen Volkskreisen fürchtet man das „Beschreiben“ in erster Linie für das Kind. Wenn das junge Kind irgend welche Unheilbeständen zeigt, muß es „beschrien“ sein. In Böhmen und Mähren bildet die Kunst, den Zustand des Beschrienens herauszubekommen und ihm entgegenzuwirken, eine förmliche Wissenschaft, die von alten und jungen Weibern eifrig kultiviert wird. Da giebt es ein „Beschreiben im Traum“, ein Beschreiben durch den „scharfen“ und ein eben solches durch den „finstern Blick“ und was dergleichen mehr ist. In katho-lischen Kreisen hängen Mütter ihren Kindern ein aus Wachs oder Balsam gefertigtes Agnus Dei (Gotteslamm) um den Hals, das sie vor dem Verufen schützen soll. Nach dem Kardinal Baronius ist dieses Simbols an die Stelle der „Vullae“ getreten, einer her-zöförmigen oder runden, ein Zaubermittel umschließenden Kapsel, die der Römer aus gleichen Gründen während seiner ganzen Jugend am Halse trug. Auch ein anderes gleiches Zweckes dienendes Amulett der Römer, aus Bronze gegossen, Hände mit ausgestrecktem Zeige-finger, hat sich bis auf unsere Tage erhalten; man findet es sowohl bei Türken, Griechen, Armeniern und Juden im Orient als in Italien und Spanien, selbst einige Teile Frankreichs haben es acceptiert. Ebenso findet man hier auch noch Amulette in eiserer Form, die das beschreibende Lob des Kindes schnell in einen Ausruf des Abscheus verwandeln. Denselben Abscheu sucht man in Persien zu erwecken, indem man den Kindern die Gesichter schwärzt, auch unter den Negern an der Ostküste Afrikas kennt man den Brauch. Hier werden die Kinder zum Schutz vor dem bösen Blick und dem Beschreiben wie kleine Teufel angestrichen.

Technisches.

— Eine Eisenbahn auf den Montblanc. Das „Luzerner Tageblatt“ schreibt: Mit dem Bau einer Eisenbahn auf den Montblanc scheint es ernst werden zu wollen. Die Jungfrau-Bahn läßt den Franzosen keine Ruhe; sie wollen den Montblanc von der zu ihrem Lande gehörigen Seite aus mit einem Schienenwege auf den Leib rücken. An Plänen für eine solche Bahn hat es in den letzten Jahren nicht gefehlt; aber man konnte nicht recht an ihre Ausführung glauben, da sie zum Theil dem Gebiete der Phantasie angehörten. Jetzt sind aber Sachverständige ersten Ranges an der Arbeit, um die Grundlagen für das außerordentliche Werk festzustellen. Sie sind über die Möglichkeit des Baues eins geworden. Der Verlauf des Schienenweges ist festgesetzt und der obersten Behörde des Departements Hoch-Savoyen übergeben worden. Die Bahn soll von Duches, einer der drei französischen Gemeinden, die ein Eigentumsrecht an den höchsten Berg Europas haben, ihren Ausgang nehmen und geht zunächst in einem Tunnel durch harten Fels aufwärts. Auf diesem Teil wird der Betrieb der einer Zahnradbahn sein; als treibende Kraft wird Elektrizität benutzt werden. Die Arve, die am Fuße des Montblanc mit einer sehr bedeutenden Geschwindigkeit strömt, liefert die nötige Kraft. Sie führt zu jeder Jahreszeit viel Wasser und ist schon beim Pluge Gledde zum Betriebe einer Fabrik für chloraures Kali benutzt worden.

Etwas weiter oberhalb, bei Chätelard, wird ein weiteres Kraftwerk für die Eisenbahn Faget-Chamounix unter Verwertung eines Wasser-falles von 40 Metern und zur Erzeugung von 3000 Pferdekraften angelegt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Arve auch für die Mont-blanc-Bahn die nötige Elektrizität zu liefern vermag. Im ganzen wird die Bahn eine Länge von 11 Kilometern erhalten und 12 Stationen aufweisen. Von der Bahn aus werden die Reisenden bequem das wundervolle Panorama genießen können. Eine Station wird u. a. der Gipfel des Gouter auf den Rochers des Bosses er-halten, von wo Ausflüge in die interessantesten Teile des Montblanc unternommen werden können. Der Endbahnhof soll auf die Petites Rochers Rouges zu liegen kommen und besondere Einrichtungen erhalten, um die Reisenden vor den unbehaglichen Einflüssen des geringen Luftdrucks und der strengen Temperatur zu schützen.

Humoristisches.

— Aus dem Aufsatz eines Reunjährigen. „Das Pferd ist ein Tier, es hat vier Beine, an jedem Eck eins. Hinten hat es auch noch eins, das ist aber feins, das ist ein Schwanz, da sitzen Haare dran, daran kann man ziehen, dann schlägt das Pferd. Sind die Haare alle draus, dann heißt es einen Mattenschwanz. — Vorne hat das Pferd den Kopf zum Aufklappen. Dann entsteht ein Loch, da thut das Pferd das Essen in. Oben auf dem Kopf sitzen die Ohren. Da hört das Pferd mit. Wenn man das Pferd klopft, dann legt es die Ohren an den Kopf, dann lauf ich weg. Hinter den Ohren hat das Pferd die Mähne, das sind Haare. — Da hält Papa sich an fest, wenn er von unserer Minka fällt. Aber nicht immer. Einmal fiel Papa ein Loch in die Hofe. Da schimpfte Mama. Das Pferd ist unten von Eisen. Wenn das Narrussel kommt, dann sind sie von Holz. Dann kostet es 5 Pf., das thut wir gern. Wenn der Mann es nicht sieht, dann kostet es nichts. Die Pferde sind verschieden angestrichen. Andere gar nicht. Einige Pferde dienen auch bei den Soldaten. Dann sitzt aber einer auf. Kleine Pferde heißen Pomnis. Meine Schwieger hat auch Pomnis, das sind aber gemachte, die ziehen auch nicht. Wenn man das Pferd schlägt, dann läuft es. Magere Pferde heißen Kraden. Einige Kraden gehen tot. Andere werden geschlachtet. Dann werden Matragen und Wurst aus gemacht. Mama mag sie nicht. Papa desto länger. Das Pferd hat vier große Behen. Da läuft es mit. Manchmal kriegt es da ein neues. Wenn ihm der Schmied da was dran schneidet, das thue ich dem Anton in die Pfeife. Dann war er übel.“

— Immer der Gleiche. Professor (der in dem einen Herrn einen früheren Schüler wiederzuerkennen glaubt): „Bitte, mein Herr, waren Sie nicht früher einmal so ein kleiner N u a b e mit dreizehn Jahren?“

Notizen.

— Im Velle-Alliance-Theater beginnen die Schliersee ihr Gastspiel am Samstag mit einer Aufführung des Volksstücks „Lierl vom Schliersee“.

— In Wien hat sich eine „Freie Bühne“ konstituiert, die allwöchentlich Vorstellungen im „Jantsch-Theater“ geben will.

— Bei dem Verkauf der Wilder Diefenbachs, der in Konkurs geraten ist, wurden in Wien 700 Wilder ausgesetzt, die auf 27 000 fl. geschätzt wurden. Viele von diesen wurden für 1 fl. ab-gesetzt. Für mehr als 300 Wilder wurden im ganzen 700 fl. ein-genommen. Das auf 300 fl. geschätzte Wild „Richard Wagner“ wurde um 100 fl., die auf 300 fl. geschätzte Kopie der „Biston“ um 100 fl. abgegeben. Bezüglich des großen Frieses, für welchen Diefenbach 50 000 fl. haben wollte und der auf 10 000 fl. geschätzt ist, schweben mit einem Kauflustigen, der 3000 fl. bietet, Unter-handlungen.

— Die Historische Gesellschaft für den Bezugsdistrikt in Brom-berg und die Historische Gesellschaft in Posen werden vom 1. Januar 1900 eine gemeinsame Zeitschrift herausgeben.

— Die Pariser „Aurore“, die Hauptstreiterin im Dreyfus-Prozeß, hat nach ihrem jetzt veröffentlichten Geschäftsbericht eine Auflage von 135 000 Exemplaren täglich, von denen 96 000 verkauft werden. Feste Abonnenten besitzt die „Aurore“ dabei nur 4 700. In Paris allein jetzt die „Aurore“ täglich 24 925 Exemplare ab, in der Provinz an 49 000, im Auslande rund 18 000. Die Brutto-Einnahme des Monats beträgt 80 205,80 Francs und 10 000 Francs für Annoncen. Nichtsdestoweniger schließt die „Aurore“ mit einem monatlichen Deficit von 4000 Francen ab.

c. Eine finnische Shakespeare-Üebersetzung. Unter dem Titel „Shakespeare“ hat die „Finnische literarische Ge-sellschaft“ in Helsingfors soeben wieder einen neuen, bereits den 16. Band einer Uebersetzung von Shakespeares Werken ins Finnische, die von Baavo Emil Cajander beorgt ist, veröffentlicht. Der erste Band enthielt „Hamlet“; er erschien im Jahre 1879.

— Die russische Murman-Expedition, die an Bord des „Perwosiwan“ in diesem Sommer eine Reihe von Forschungen im Eis meer ausgeführt hat, ist nach der „Wost. Jtg.“ in Bergen eingetroffen. Das Schiff, das durch Orkane sehr ge-litten hat, soll in Deutschland ausgebessert werden und im Dezember zur Murmanküste zurückkehren.